

Auf der Suche nach dem spirituellen Wert des Brotes und der Erinnerung, die sich in einer Speckrösti verbirgt.

DOSSIER > SEITEN 5-8



reformiert.

Aargau

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 5 | MAI 2013
WWW.REFORMIERT.INFO

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE > SEITE 13



In Spanien gestrandet: Der Kirchenbund fürchtet, dass nun die Fluchtrouten riskanter sind, weil das Botschaftsverfahren abgeschafft wurde

Der Kirchenbund warnt vor mehr Bootsflüchtlingen

MIGRATION/ Schützt das revidierte Asylgesetz Verfolgte oder baut es deren Rechte ab? Evangelische Kreise sind vor der Abstimmung vom 9. Juni uneins.

Das revidierte Asylgesetz ist seit dem 29. September 2012 in Kraft. Am 9. Juni stimmt das Volk trotzdem darüber ab. Migrantenorganisationen und Gewerkschaften hatten das Referendum ergriffen, nachdem das Parlament die Revision per Dringlichkeitsbeschluss gutgeheissen hatte. In christlichen Kreisen gibt es sowohl Befürworter wie Gegner. Während die Evangelische Volkspartei (EVP) die Neuerungen befürwortet und die Schweizerische Evangelische Allianz (SEA) auf eine Parole verzichtet – die Meinung der Mitglieder ist laut Generalsekretär Marc Jost «nicht einheitlich» –, lehnen der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) und das evangelische Hilfswerk Heks das neue Gesetz ab.

BOTSCHAFTSVERFAHREN. Hauptkritikpunkt ist aus ihrer Sicht die Abschaffung des Botschaftsverfahrens: Neu haben Asylsuchende keine Möglichkeit mehr, auf einer schweizerischen Vertretung im Ausland einen Asylantrag zu stellen und – nach Prüfung durch die Botschaft und durch das Bundesamt für Migration – auf sicherem Weg in die Schweiz einzureisen. Neu dürfen sie ihr Gesuch nur noch an der Grenze oder auf Schweizer Gebiet stellen.

«Diese Abschaffung trifft die Schwächsten», sagt Simon Röthlisberger, Migrationsbeauftragter des Kirchenbundes. Das Botschaftsverfahren habe Schutzsuchenden ermöglicht, ohne Hilfe eines Schleppers in die Schweiz einzureisen. Jetzt könnten nur noch Flüchtlinge mit dem nötigen Geld die Flucht antreten. Röthlisberger erinnert daran, dass die EU-Aussengrenzen aufwendig gesichert seien. «Schon heute erreichen Tausende von Flüchtlingen Europa nie, weil sie etwa im Mittelmeer ertrinken. Wir befürchten, dass künftig noch mehr Menschen

auf der Flucht sterben werden.» Ob sich dies schon bewahrheitet, lässt sich nicht belegen. Spezialisten der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH) sowie Flüchtlingsorganisationen aus der EU vermuten laut SFH-Sprecher Stefan Frey aber, «dass sich seit der Abschaffung des Botschaftsverfahrens mehr und mehr Menschen, besonders aus Eritrea, mit Schleppern auf riskante Fluchtrouten begeben haben».

HUMANITÄRE VISA. Weniger dramatisch schätzt die Schweizerische Evangelische Allianz (SEA), ein Netzwerk von freikirchlichen und landeskirchlichen Christen, die Abschaffung des Botschaftsverfahrens ein. Generalsekretär Marc Jost verweist darauf, dass der Bundesrat versprochen hat, seine Anfang der 1990er-Jahre eingestellte Kontingentspolitik – die gruppenweise Aufnahme von Flüchtlingen – wieder aufzunehmen. Zudem könnten an Leib und Leben gefährdete Schutzsuchende humanitäre Visa beantragen. «So kann die Schweiz gefährdete Menschen weiterhin unbürokratisch ins Land holen», sagt Jost. Allerdings sind die Hürden fürs humanitäre Visum höher als für einen Asylantrag. Die Flüchtlingshilfe befürchtet, dass das humanitäre Visum «nicht wirklich hilfreich ist für schutzsuchende Menschen». Flüchtlinge aus Syrien etwa, wo es keine Schweizer Niederlassung mehr gebe, seien faktisch davon ausgeschlossen, sagt SFH-Sprecher Stefan Frey.

Grund für die Abschaffung des Botschaftsverfahrens waren die stark steigenden Gesuchszahlen (2010: 3909 Gesuche; 2011: 6241; 2012: 7612), die auch daher rühren, dass die Schweiz das Verfahren als einziges Land überhaupt anbot. Dies habe eine zu starke Sogwirkung gehabt, sagt die Berner EVP-Nationalrätin Marianne Streiff. Anstatt aufs

Botschaftsverfahren setzt sie lieber auf humanitäre Visa und Flüchtlingskontingente. Streiff betont, sie sei nicht ausländerfeindlich, sondern habe siebzehn Jahre lang mit ausländischen Jugendlichen gearbeitet. Das Botschaftsverfahren sei aber «kein zielführender Weg, um Schutzsuchenden zu helfen». Die EVP setze sich für das Gesetz ein, weil es helfe, in einem schnelleren und fairen Verfahren denen, die wirklich in Not sind, Asyl zu gewähren. Dies sei dringend nötig, denn: «Die Stimmung der Bevölkerung gegenüber Asylsuchenden ist leider schlecht.»

WEHRDIENSTVERWEIGERUNG. Ein weiterer Streitpunkt in der komplexen Vorlage ist neben der Schaffung von speziellen Zentren für «renitente» Asylbewerber – es drohe willkürliche Zuteilung, warnt der SEK; dies schütze Asylsuchende, die kooperieren, sagt die EVP – der Umstand, dass Wehrdienstverweigerung und Desertion nicht mehr als Asylgründe gelten sollen. Schon bisher wurde kein Asylsuchender nur deswegen aufgenommen; er musste weitere asylrelevante Verfolgungsgründe nachweisen. Gesetzesbefürworter argumentieren, an der Praxis werde sich nichts ändern: In der parlamentarischen Debatte hat der Bundesrat in Aussicht gestellt, dass Kriegsdienstverweigerer weiterhin Schutz erhalten. Der Artikel zielt also darauf ab, die Schweiz als Zielland für Deserteure unattraktiv zu machen. Für Röthlisberger vom SEK ist diese «scheinbar symbolische Änderung» ein «falsches Signal»: «Die Schweiz soll Verfolgte nicht abschrecken, sondern schützen.» **SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER**

DISKUSSIONSFORUM: Wie soll sich die reformierte Kirche in die Asyldebatte einbringen? www.reformiert.info



PORTRÄT

Neubeginn in der Wüste

ZEREMONIE. Markus Wider organisiert Schwitzrituale, um mit sich ins Reine zu kommen. Und er führt Menschen in die Wüste. Die meisten kommen verwandelt zurück und ändern danach ihr Leben radikal. > SEITE 12

PFINGSTEN

Pfingstkirche wächst weiter

BOOM. Die Pfingstbewegung pflügt die weltweite Kirchenlandschaft um: In Afrika und Lateinamerika verzeichnet sie fantastische Wachstumswerte und fordert damit die traditionellen Kirchen heraus. > SEITE 3



GESPRÄCH

Eine Kindheit im Pfarrhaus

ERINNERUNG. Eines haben der Politiker Christoph Blocher und der Musiker Heinrich Müller gemeinsam: Sie sind beide Pfarrersöhne. Wie beglückend und belastend das war, erzählen sie im Interview. > SEITE 4

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Auffahrtsausflug, Pfingstgottesdienst, Orgelkonzert: «reformiert.» informiert Sie im zweiten Bund über das, was in Ihrer Kirchgemeinde läuft. > AB SEITE 13

AUF EIN WORT,
FRAU PFARRERINELF LAUNIGE FRAGEN AN
Eva Maria Hess, 33,
Kirchgemeinde Niederlenz

«Ich liebe alle Arten von Märchen und Geschichten»

1 Tragen Sie im Gottesdienst einen Talar?

Nein. Ich würde mich darin «verkleiden» fühlen. Ich finde, die Gottesdienstkleidung soll die Distanz zu den Gottesdienstbesucherinnen und -besuchern und zum Alltag nicht noch vergrössern.

2 Welches Buch nehmen Sie mit auf eine einsame Insel – ausser der Bibel?

Generell liebe ich alle Arten von Geschichten und Märchen, im Speziellen die von Rafik Schami. Aber ich lese auch Texte von MystikerInnen sehr gerne.

3 Haben Sie schon mal eine Predigt abgekupfert?

Ich habe nicht den Anspruch, Weisheit und Kreativität für mich alleine gepachtet zu haben. Deshalb lasse ich mich gerne von anderen inspirieren.

4 Wen hätten Sie schon lange mal bepredigen wollen?

Mit einer Predigt halte ich niemandem eine Standpauke. Ich verstehe die Predigt eher als eine Einladung an die Zuhörerinnen und Zuhörer, einen inneren Weg mitzugehen, den ich bei der Vorbereitung selbst auch gegangen bin.

5 Wann ist letztmals jemand aus Ihrem Gottesdienst davongelaufen?

Das war ein Konfirmand, der zum ersten Mal in einen Taizé-Gottesdienst gekommen ist. Damit konnte er wohl leider nicht so viel anfangen.

6 Wie stellen Sie sich Gott vor?

Gott ist ein Geheimnis – ich möchte ihn/sie nicht auf eine einzige Vorstellung festnageln. Sonst wäre Gott nicht mehr Gott.

7 Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle?

Ich liebe vieles aus den Psalmen, das Hohelied und das geheimnisvolle «Christus in uns» aus dem Kolosserbrief 1, 26–27.

8 Welche Texte möchten Sie gerne aus der Bibel streichen?

Alle, die einen grausamen Rächer-gott darstellen. Dieser ist für mich nicht mit dem christlichen Glauben vereinbar.

9 Was wären Sie geworden, wenn nicht Pfarrerin?

Vielleicht Anwältin oder Journalistin. Mich würde aber auch die Arbeit bei einer internationalen Nonprofit-organisation sehr interessieren.

10 Haben Sie Ihren Beruf auch schon verleugnet?

Nein, ich wüsste nicht, wieso. Manchmal sind die Leute zwar überrascht, aber die Reaktionen sind durchwegs positiv.

11 Wie erholen Sie sich von den anstrengenden Seiten des Pfarramts?

Da ich zwei kleine, sehr lebendige Buben habe, sind die Momente selten, in denen ich mich ganz alleine erholen kann. Aber dank ihnen werde ich auch automatisch immer wieder aus der Welt des Pfarramts gerissen und auf den Boden des Alltags gebracht. Zusammen spielen oder in den Wald gehen, das tut mir gut.

Die Kirche auf dem Weg zur Mehrzweckhalle

AARGAU/ In Turgi wird demnächst eine neue reformierte Kirche gebaut. Deren Architektur soll den modernen Bedürfnissen gerecht werden.



Die reformierte Kirche in Dornach wurde 2008 gebaut. Die Kirchenglocken dürfen nur eingeschränkt läuten



ginge jegliche Mystik verloren, bedauert Saner. Bei der evangelisch-methodistischen Kirche in Zürich konnte sein Büro die Bauherrschaft immerhin von einer besonderen Lichtführung überzeugen.

TURM OHNE FUNKTION. Von der traditionellen Grundform der meisten Kirchen – ein längs gerichtetes Gebäude mit einem Chor gegenüber dem Eingang – weicht man in der Schweiz schon seit Längerem ab. Die Grundrisse moderner Sakralbauten sind vielfältig, auch ein Turm gehört nicht mehr selbstverständlich dazu. Denn dieser hat in Zeiten, wo das Glockengeläute zunehmend auf Widerstand stösst, kaum mehr eine Funktion. Die 2009 von Guignard & Saner gebaute Kirche in Dornach wird zwar von einem frei stehenden Turm ergänzt, die Glocken dürfen aber – so die Bedingung der Anwohner – nur noch in kirchlich bedeutsamen Momenten läuten.

Verzichtet wird heute in reformierten Kirchen auch auf die traditionelle Kirchenbank. Um den Raum flexibel nutzen und auf unterschiedliche Besucherzahlen reagieren zu können, werden Stühle eingesetzt. Allerdings zulasten der Ästhetik, wie Stefan Saner feststellt: «Um Geld zu sparen, kaufen manche Kirchgemeinden die Stühle selber, zum Beispiel bei Ikea, und dies ohne Rücksicht auf die Architektur der Kirche. Das ist für uns sehr frustrierend.»

MEHRFACHE NUTZUNG. Dass Kirchen längst mehr geworden sind als blosse Gotteshäuser, zeigt nicht nur das Beispiel von Turgi. Grundstücke, auf denen Kirchen stehen, sind oftmals stark unternutzt. Dies wird mit Neubauten, die Wohnungen beinhalten, kompensiert. Die beiden Kirchen, die Guignard & Saner zurzeit bauen, bilden deshalb auch beide das Erdgeschoss eines Wohnblocks. Wie die neue reformierte Kirche in Turgi, deren Einweihung frühestens 2015 vorgesehen ist, dereinst aussehen wird, steht zurzeit noch in den Sternen. Ein Architekturwettbewerb wird demnächst ausgeschrieben. **ANOUK HOLTHUIZEN**

Im Zeitalter sinkender Mitgliederzahlen sind Neubauten von Kirchen schweizweit zur Rarität geworden. So wurde die letzte reformierte Kirche im Aargau 1995 in Fislisbach gebaut. Da viele Kirchen aber mittlerweile in die Jahre gekommen sind, sehen sich manche Gemeinden in den nächsten Jahren mit hohen Sanierungskosten konfrontiert. Steht das Gebäude nicht unter Denkmalschutz, ist der Schritt zum kostengünstigeren Neubau nicht mehr weit.

WEGWEISENDES MODELL. Die reformierte Kirchgemeinde Birmenstorf-Gebenstorf-Turgi beschloss Ende März nach eingehender Prüfung, die 1960 gebaute Kirche in Turgi nicht teuer zu renovieren, sondern abzureissen und durch einen Neubau zu ersetzen. Diesen lässt sich die Kirchgemeinde 2,4 Millionen Franken kosten, die im Kirchenkomplex zusätzlich geplanten Alterswohnungen für 3,8 Millionen werden sich mit grosser Wahrscheinlichkeit selbst finanzieren. «Das Modell Turgi könnte wegweisend sein für andere Kirchgemeinden», ist

Christian Boss, Finanzverwalter der Aargauer Landeskirche, überzeugt. Behalte man das Kerngeschäft der Kirche im Blick, sei gegen eine Mantelnutzung nichts einzuwenden.

SPAREN AM SINN. Die Frage, welchen Nutzungsbedürfnissen eine Kirche heute entsprechen und wie sie aussehen soll, treibt auch Stefan Saner um. Der Kogeschäftsführer des Zürcher Architekturbüros Guignard & Saner, das im Jahr 2008 die reformierte Kirche in Dornach und letztes Jahr das reformierte Kirchgemeindezentrum Zug baute und momentan mit der Errichtung eines neu-apostolischen sowie eines evangelisch-methodistischen Gebetshauses in Zürich beschäftigt ist, stellt vor allem in der Symbolik einen Wandel fest: «Wir beobachten eine Sinnkrise. Es kommen immer weniger Leute, es gibt immer weniger Einnahmen. Deshalb soll die Kirche möglichst wenig kosten, gleichzeitig aber für möglichst viele nutzbar sein, mit dem Resultat, dass Gebetsräume nüchterne Mehrzweckbauten ohne sinnliche Elemente werden.» Damit

«Gebetsräume werden nüchterne Mehrzweckbauten ohne sinnlichen Elemente.»

STEFAN SANER,
ARCHITEKT

Global und doch nachhaltig

PRODUKTEPARTNERSCHAFT/ Zwei Schweizer Designer produzieren in Indonesien nachhaltige Teakmöbel. Die Kooperation über Kontinente hinweg funktioniert bestens.

Geschäftspartner: Aria Dewanto (links) und Yves Raschle

Angefangen hat alles mit dem gemeinsamen Zivildienst, den die Schweizer Designer Yves Raschle und Thomas Wüthrich in Indonesien leisteten. Bei ihrem Arbeitsaufenthalt, den sie im Rahmen eines Weiterbildungsprogramms der Mission 21 absolvierten, lernten sie in der Hafenstadt Semarang, an der Nordküste von Java, die Holzfachschule «PIKA» kennen. Dort wurde ihre Begeisterung für Teakholz geweckt. 2004 gründeten die beiden Jungunternehmer «INCHfurniture»: IN für Indonesien, CH für Schweiz.

«PIKA» wurde 1972 vom Schweizer Paul Wiederkehr gegründet. Dort werden für «INCH» die Möbel produziert. «Der Betrieb ist mit seinem dualen Ausbildungssystem für Indonesien einzigartig. Der Produktion ist ein Lehrbetrieb angegliedert, sodass Lehre und Ausbildung miteinander erfolgen», erzählt Raschle. Jährlich werden rund 75 Lehrlinge zu Schreibern, Möbelzeichnern und Möbeldesignern ausgebildet. Oft diskutieren Raschle und Wüthrich vor Ort mit den Schreibern über Produkte, tauschen handwerkliches Know-how aus und veranstalten Workshops und Seminare.

HOCHWERTIG. Letztthin wollte «PIKA»-Direktor Aria Dewanto auf Gegenbesuch in der Schweiz. Dabei besichtigte er nebst dem «INCH»-Lager und den Werkstätten

in Basel, wo die Endmontage der Möbel erfolgt, auch einige der zehn «INCH»-Verkaufsstellen in der Schweiz.

Teak zählt zu den hochwertigsten Holzarten. Seine tiefe Farbe, seine geschmeidige Oberfläche und die enorme Robustheit machen es zu einem begehrten Möbelholz. Auch die von Raschle und Wüthrich designten Massivholzmöbel sind hochwertig – und haben ihren Preis. Für einen Tisch müssen da schon mal 5000 Franken hingelächert werden.

ÖKOLOGISCH. Teak hat als Holz nicht nur einen guten Ruf, es ist auch umstritten – Stichwort Urwaldabholzung. Doch gerade der ökologische Aspekt ist für Raschle und Wüthrich sehr zentral. Für ihre Möbel verwenden sie nur Teakholz aus nachhaltiger Bewirtschaftung, von Plantagen in Zentraljava. Sie wollen zeigen, dass man als kleines Unternehmen global und nachhaltig tätig sein kann.Das Holz bezieht «INCH» aus einem FSC-zertifizierten Betrieb, welcher der nachhaltigen Waldbewirtschaftung verpflichtet ist. Negativ schlägt allerdings der lange Transportweg zu Buche. Deswegen sind sich auch Raschle und Wüthrich bewusst. Doch sie sind überzeugt, dass dieser negative Aspekt durch das ökologische und soziale Engagement in Indonesien wettgemacht wird. **STEFAN SCHNEITER**



Emotionale Frömmigkeit: Die Pfingstbewegung zieht Arme und Aufstiegswillige an – Frauen vor allem

Die Pfingstler: Boom-Fraktion der Christen

CHRISTENTUM/ Auf Pfingsten, die heuer am 19. Mai gefeiert werden, beruft sich eine explosiv wachsende Bewegung: die Pfingstler. Doch wer sind sie? Schwärmer oder Vorboten einer neuen Reformation?

Der Pastor der Pfingstkirche «Assamblea de Deus» im brasilianischen São Paulo spricht in Zungenrede, in unverständlichen Worten, rasend schnell. Die Gemeinde im schmucklosen Saal erhebt sich, singt und klatscht. Eine Band mit Schlagzeug, Keyboard und Gitarre heizt tüchtig ein. «Wir müssen den Satan aus unserem Leib vertreiben – auch aus unserem Land», schreit jetzt der Prediger ins Mikrofon. Einige weinen, andere lobpreisen Gott, viele wiegen sich mit erhobenen Händen in Trance.

So oder ähnlich wie hier in Brasilien feiern Pfingstkirchen auch in Guatemala oder Nigeria, in China oder der Ukraine. In Slumhütten, Fussballstadien oder in Megakirchen und Glas-Beton-Palästen, in die die aufstrebende Mittelschicht Lateinamerikas strömt.

URCHRISTENTUM. Emotional gelebte Frömmigkeit: Sie ist das Markenzeichen der transnationalen Pfingstbewegung. Westeuropäische Christen und Christinnen mutet sie oft fremd an. Doch das Zungenreden in unverständlichen Sprachen (etwa ein Drittel der Pfingstler weltweit praktiziert es) ist im Verständnis der Pfingstler urchristlich. Genauso wie das Segnen, Handauflegen und Heilen (oder versuchte Heilen) seelischer oder körperlicher Leiden während des Gottesdienstes. Die Pfingstler orientieren sich dabei an den neutestamentlichen Berichten: Dort gelten solche «Gnadengaben», Charismen (Charisma gr.: Gnade), als Geschenke Gottes, vermittelt durch den Heiligen Geist, der an Pfingsten über die urchristliche Gemeinde kam.

ARMUT. In der Schweiz ist die Pfingstbewegung im Vergleich zu Lateinamerika weniger präsent: Geschätzte 40 000 Mitglieder haben die pfingstlerischen Freikirchen. Die Bewegung gedeihe als «Armutreligion» eben vor allem dort, «wo Menschen ohne soziale Netze mit der eigenen Ohnmacht konfrontiert sind», sagt Matthias Wenk aus Hindelbank,

Pastor der pfingstlichen «Bewegung-Plus». Weltweit ist die Pfingstbewegung die am schnellsten wachsende religiöse Kraft. Andreas Heuser, Professor für aussereuropäisches Christentum an der Universität Basel, spricht gar von einer «Verpfingstlichung» der traditionellen Kirchen: «Sitzt man in Ghana in einem presbyterianischen oder anglikanischen Gottesdienst, ist dieser oft ebenso charismatisch wie ein rein pfingstlerischer.»

KONKURRENZ. Im Jahr 2000, so die Schätzung, gehörten 470 Millionen Christinnen und Christen einer Pfingstkirche an – oder einer charismatischen Bewegung, die sich innerhalb einer evangelischen oder der katholischen Kirche formiert hatte (vgl. Grafik). Verschiedene Religionssoziologen sprechen von einer zweiten Reformation, weil die katholische Kirche vor allem in Lateinamerika massiv Mitglieder an die Pfingstler verliert. «Das

Christentum verlagert sich in den Süden – demografisch und auch theologisch», sagt Andreas Heuser. Unterdessen missionieren afrikanische, brasilianische und koreanische Pfingstkirchen im globalen Stil. So hat etwa ein nigerianischer Prediger die grösste Einzelkirche Europas gegründet: eine Pfingstkirche mit über 35 000 Mitgliedern in Kiew.

ERWECKUNG. Alles begann 1906 mit dem Azusa Street Revival in Los Angeles um den schwarzen Prediger William J. Seymour – auch wenn die Bewegung Vorläufer im Täufertum, Pietismus oder Methodismus hat. Seymours Erweckungsgottesdienste lösten eine erste pfingstliche Welle aus, mit Ausläufern bis Norwegen und Deutschland. In den 1960er-Jahren dann erfasste eine charismatische Bewegung traditionelle Kirchen im Westen. Doch erst die dritte Welle in den 1970er-Jahren brachte das explosive Wachstum, das heute noch andauert.

WOHLSTAND. Was eint diese heterogene Bewegung – was macht sie so erfolgreich? «Ein Glaube, der nicht ein Wortbekenntnis ist, sondern eine weltbezogene, auch körperliche Erfahrung», sagt Professor Andreas Heuser. Und Pastor Matthias Wenk unterstreicht: «Anders als viele Evangelikale oder auch Reformierte suchen die Pfingstler das Heil nicht einfach im Jenseits, sondern auch schon im Diesseits – dies kommt bei Armen gut an.» Das pfingstlerische Wohlstandsevangelium (engl.: Prosperity Gospel) betone, «dass Gott nicht arme Menschen wünscht, sondern solche, denen es gut geht». Dieses könne Frauen und Männer bestärken, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, sagt auch Andreas Heuser: «Frauen finden in Pfingstkirchen Unterstützung gegen ihre Männer, die nicht arbeiten wollen und dem Alkohol nachhängen. Und junge, aufstiegsorientierte Leute tanken hier

Kraft, um sich aus patriarchalen Familienstrukturen zu lösen.»

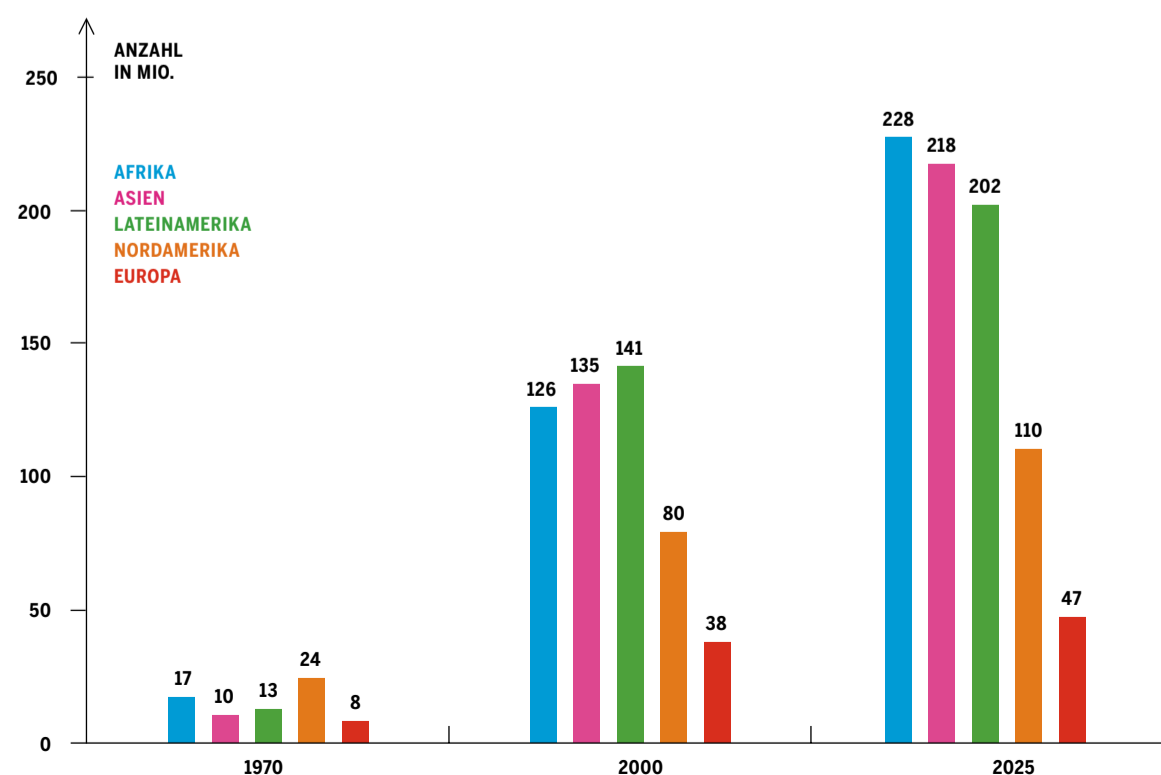
Aber das Wohlstandsevangelium zeitigt auch negative Auswüchse: die «Jet-Set-Charismatic-Heroes», die korrupten Prediger von Mega-Churches, die sich im Privatjet zu ihren Anhängern fliegen lassen. Doch diese desavouierten nicht die ganze Bewegung, betont Andreas Heuser, «wie der sexuelle Missbrauch durch Priester ja auch nicht die gesamte katholische Kirche blossstellt».

DIALOG. Was sollen die traditionellen Kirchen tun angesichts des unaufhaltsamen Aufstiegs der Pfingstler? «Endgültig Abschied nehmen von der Ausgrenzung», rät Andreas Heuser. Noch immer wirke die evangelische «Berliner Erklärung» von 1909 nach, die die damals noch junge Pfingstbewegung als «vom Satan mit List geleitet» in Bausch und Bogen als Sektierer verdammt. «Die historischen Kirchen kommen nicht darum herum, sich auch theologisch zu fragen, warum sie schrumpfen und die Pfingstler – weltweit gesehen – wachsen», sagt er.

«Pfingstler suchen das Heil nicht einfach im Jenseits, sondern schon im Diesseits, anders als viele Evangelikale.»

MATTHIAS WENK

Diesen Sommer startet ein erster Weiterbildungskurs für Prediger aus Migrationskirchen in der Schweiz, organisiert von reformierten Kantonalkirchen und der Theologischen Fakultät der Universität Basel. Andreas Heuser freut sich: «Erstmals werden da reformierte Theologen mit mehrheitlich Vertretern aus Pfingstkirchen im selben Raum sitzen und unterschiedliche Theologien verhandeln.» SAMUEL GEISER



Wie die Pfingstler wachsen

PFINGSTEN. Christinnen und Christen feiern Pfingsten (von griech. pentekoste: fünfzigster Tag) 49 Tage nach dem Ostersonntag. Geleitet wird die Entsendung des Heiligen Geistes, der auf die Jünger herabkam, als sie zum jüdischen Fest Schawuot (hebr.: zum 50. Tag) versammelt waren. Als Pfingstwunder wird die wunderbare Fähigkeit der Jünger bezeichnet, in allen Sprachen zu sprechen und andere Sprachen zu verstehen (Apostelgeschichte 2, 1–13). Auf das Ereignis beruft sich die Pfingstbewe-

gung als weltweite Strömung. Als charismatische Bewegung fasste sie auch Fuss in traditionellen Kirchen.

PFINGSTLER. Vor allem seit den 1970er-Jahren wächst die Pfingstbewegung explosiv. Auf den Philippinen gehören ihr 5, in Brasilien 15, in Kenia 33 Prozent der Bevölkerung an. Die Zahlen der Statistik (links) sind Schätzungen. Sie beziehen sich sowohl auf die Mitgliedschaft der Pfingstkirchen – als auch auf die Anhängerschaft charismatischer Bewegungen innerhalb der traditionellen Kirchen.

QUELLE INFOGRAFIK: International Dictionary of pentecostal and charismatic movements, Grand Rapids/USA, 2002

«Wir sind halt für viele näher beim Himmel»

PFARRERSKINDER/ Der langjährige «Tagesschau»-Moderator Heinrich Müller und alt Bundesrat Christoph Blocher sprechen über das, was sie verbindet: die Kindheit im Pfarrhaus.



Das Predigen haben sie zu Hause gelernt: Christoph Blocher und Heinrich Müller diskutieren in Herrliberg

Sind Pfarrerskinder besondere Kinder?

BLOCHER: Nein. Das glaubt aber die Gesellschaft. Viele denken, Pfarrhäuser seien moralische Instanzen.

MÜLLER: Wir sind für viele Menschen vielleicht etwas näher beim Himmel. Ich habe als Kind versucht, damit umzugehen, indem ich diese Erwartungen gar nicht erst erfüllen wollte. So habe ich zum Beispiel als Kind viel geflucht.

BLOCHER: Ich musste nie braver sein als die anderen. Aber klar, im Dorf war ich «em Pfarrer siine». Mit Kollegen habe ich auf dem Schulweg einmal Erdbeeren gestohlen. Da musste sich natürlich nur einer entschuldigen: «em Pfarrer siine».

MÜLLER: Ich glaube nicht, dass Pfarrerskinder bessere, gescheiterte Menschen sind. Aber das Pfarrhaus hat mich geprägt.

«Als ich mit Kollegen auf dem Schulweg Erdbeeren klaute, war klar, wer sich entschuldigen musste: der Sohn des Pfarrers.»

CHRISTOPH BLOCHER

Inwiefern?

MÜLLER: Mein Vater war ein toller Redner. Er konnte die Leute faszinieren. Da kommt man nicht darum herum zu sagen: Das ist toll, das möchte ich auch können. In der Schule, als Dozent, später als Moderator und jetzt als Sänger fand ich mich ganz vorne. Ich vermute, da spielte das väterliche Vorbild eine Rolle.

Auch Sie, Herr Blocher, haben einen exponierten Beruf. Spielt die Herkunft eine Rolle?

BLOCHER: Sie haben recht, Pfarrerssöhne sind relativ oft Politiker. Vielleicht, weil Politiker auch so etwas wie Prediger sind. Die Rhetorik, das öffentliche Reden, das lernt man in einem Pfarrhaus.

Der Pfarrer muss jeden Sonntag auf die Kanzel – egal, ob viele oder wenige Leute in der Kirche sitzen. Dasselbe gilt für mich, wenn ich eine Rede halte. Gleich geht es uns auch vor einem Auftritt: Mein Vater konnte am Sonntag nie mit uns frühstücken, so innerlich angespannt war er. Ich bin bis heute vor jeder Rede gespannt, nervös und kann nichts essen.

Sie sprechen den Sonntag an. Wie verlief dieser Tag bei Familie Müller?

MÜLLER: Der Sonntagmorgen begann um vier Uhr. Hauptakteur war Pfarrer Müller. Er ging ins Büro und las laut seine Predigt. So laut, dass wir ihn sogar durch die Doppeltüre hörten. Um fünf Uhr kam dann die Mutter dazu und war Vaters erste Zuhörer. In den Gottesdienst zu gehen, war für uns alle Pflicht.

Bis im Alter von 17 Jahren wollten Sie sogar selbst Pfarrer werden.

MÜLLER: Ja, die christliche Botschaft und das Drumherum im Pfarrhaus hatten mich beeindruckt. Ich lernte im Gymnasium Latein und Griechisch, aber zur gleichen Zeit kam mir der kindliche Glaube abhanden, ich begann zu zweifeln. Und dieser Zweifel hält bis heute an. Ich musste mir eingestehen, dass ich nicht Pfarrer werden konnte. Das den Eltern klarzumachen, war mein erster schwieriger Entscheid. Sie haben die Enttäuschung tapfer hinuntergeschluckt.

Herr Blocher, zwei Ihrer zehn Geschwister traten in die Fussstapfen Ihres Vaters und wurden Pfarrer. Weshalb Sie nicht?

BLOCHER: Daran habe ich nie gedacht. Als mein Bruder Gerhard sagte, er wolle Pfarrer werden, hat ihn mein Vater angeschnauzt: «Pfarrer will man nicht werden. Entweder musst du es oder du lässt es sein.» Mein Vater hat gesucht, gegrü-

belt, gelitten. Diese Zweifel habe ich übernommen. Sowohl als Politiker als auch als Unternehmer frage ich mich stets: Ist das, was ich mache, richtig?

MÜLLER: Unser Vater hat die Zweifel, die er mit sich herumtrug, gut versteckt. Er löste die Konflikte so, dass er sich nicht auf komplizierte theologische Konstruktionen einliess, sondern sich ans Praktische hielt und sich oft an Paulus orientierte. Für mich war der zweifelnde Thomas immer eine Lieblingsfigur ge-



HEINRICH MÜLLER, 66

Heinrich Müller wuchs mit drei Geschwistern im reformierten Pfarrhaus in Reiden LU und später in Rheinfelden AG auf. Er studierte Jura und lebte fast zehn Jahre in Nigeria. 2007 moderierte er – nach 27 Jahren beim Schweizer Fernsehen – seine letzte «Tagesschau». Seither widmet er sich ganz der Musik: Im September erschien sein viertes Album. Müller wohnt in Maur ZH, ist verheiratet und hat einen Stiefsohn. LHA



CHRISTOPH BLOCHER, 72

SVP-Nationalrat und alt Bundesrat Christoph Blocher ist mit zehn Geschwistern im Pfarrhaus in Laufen am Rheinflall gross geworden. Er hat vier Kinder, acht Enkel und lebt mit seiner Frau in Herrliberg. Als gelernter Bauer studierte er auf zweitem Bildungsweg Jura. 1983 erwarb er die Mehrheit der Ems-Chemie, die er bis 2003 leitete. Seit der verpassten Wiederwahl als Bundesrat 2007 ist er wieder in der Wirtschaft tätig. LHA

wesen. Als Moderator der «Tagesschau» kamen oft Zweifel auf, ob das, was ich dem Millionenpublikum zu sagen hatte, wirklich von wahrhaften Quellen stammt.

Nach Ihrer Fernsehkarriere haben Sie sich einen Traum erfüllt: Sie sind Musiker. Kommen Sie aus einem musikalischen Elternhaus?

MÜLLER: Ja. Die Eltern mochten klassische Musik. Wir haben viel gesungen und musiziert. Ich lernte Geige und Flöte. Als Zwölfjähriger – nach dem Vorbild von Elvis – wünschte ich mir aber eine Rockgitarre. Das war die Nagelprobe: Erlauben mir meine Eltern, meinem Talent nachzugehen? Wir hatten häufig über biblische Talente diskutiert. Und siehe da: Zu Weihnachten bekam ich eine Gitarre. Das war einer jener Glücksmomente, die man ein Leben lang in sich trägt.

BLOCHER: Die Musik war wichtig. An Geburtstagen setzte sich unsere Mutter ans Klavier und alle sangen mit. Sie betete mit uns immer ein Abendgebet, in dem wir uns für den geschenkten Tag bedankten. Als Kind weiss man gar nicht, was man genau betet. Ich habe einen Enkel, der betet das «Unser Vater» so wahnsinnig schnell, dass ich beim ersten Satz bin, wenn er fertig ist. Aber das ist egal. Erst viel später merkt man, was Dankbarkeit und behütet zu sein bedeutet.

Sie sprechen Ihre Mutter an. War die Pfarrfrau mindestens so wichtig wie der Pfarrer?

BLOCHER: Die Aufgaben waren klar verteilt: Meine Mutter sorgte für die Kinder und den Haushalt, mein Vater war zuständig für die Theologie, die Verkündigung. Die Mutter gab Sonntagsschule, strickte mit anderen Frauen für die Mission, betreute Alte und Kranke und bewirtete Gäste. Es lief was, in so einer Hütte! Leute in Not und mit Eheproblemen, Trauernde, Alkoholiker: Alle mussten betreut werden. Das erlebte man als Kind mit. Und das war eine Bereicherung für mein Leben.

MÜLLER: Am meisten fasziniert hatte mich ein Fremdenlegionär. Seine Narbe im Gesicht, der finstere Blick: Das machte uns Angst. Aber für unsere Eltern war es selbstverständlich, dass alle Menschen

«Die Mutter war die Seele des Pfarrhauses. Ihre Leistungen gingen neben dem dominanten Vater etwas vergessen.»

HEINRICH MÜLLER

gemeinsam am Tisch sitzen sollen. So erlebten wir als Pfarrerskinder Dinge, die wohl vielen anderen Kindern verborgen blieben. Liebe und Grosszügigkeit gab es in unserer Familie viel, nur Zeit gab es nicht im Überfluss. Unsere Mutter war auch bei uns die Seele des Pfarrhauses. Ihre grossen Leistungen gingen neben dem dominanten Vater etwas vergessen.

Sie haben vorher vom Abendgebet erzählt. Beten Sie auch heute noch?

MÜLLER: Nicht jeden Tag, aber es gibt Momente, in denen ich ein Problem einfach dem «lieben Gott» überlasse. Und es gibt Momente, da sage ich einfach «Danke».

BLOCHER: Diese Dankbarkeit ist zentral. Die Welt ist wunderbar. Und warum? Nicht wegen uns Menschen, sondern wegen dem «Zuspruch Gottes». Darauf kommt es an. Das schafft gesundes Gottvertrauen und ruft nach Dankbarkeit. Wir sind alle Sünder. Aber wir sind trotzdem nicht verloren. Diesen Trost gilt es auch den Kindern nahezubringen.

MÜLLER: Gnade und Gottvertrauen waren auch in unserem Pfarrhaus Schlüsselwörter. Für mich sind es eher psychologische Vorgänge, die uns helfen, unser Leben zu meistern. Mir haben diese Begriffe gutgetan. «Mach es, vertrau, du bist nie verloren»: Mit diesem Gedanken habe ich viele schwierige Nachrichtensendungen moderiert. Und er stützt mich noch heute, wenn ich mich als nicht mehr junger Rockmusiker einem manchmal skeptischen Publikum stelle.

GESPRÄCH: LEA HARTMANN

Nietzsche bis Merkel

Was verbindet den Philosophen Friedrich Nietzsche mit dem Dichter Gottfried Benn? Was die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel und den alt Bundespräsidenten Johannes Rau mit Hans W. Geissendörfer, dem Schöpfer der legendären Fernsehserie «Lindenstrasse»? Und was haben die von «reformiert.» befragten Heinrich Müller, Musiker und einstiger Mister «Tagesschau», und alt Bundesrat Christoph Blocher mit dem Schweizer Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt gemeinsam? Ganz genau: Alle sind sie in Pfarrhäusern aufgewachsen.

SEHNSUCHT. Das evangelische Pfarrhaus sei vom Aussterben bedroht. Den Klageruf erhob der deutsche Politikwissenschaftler Martin Greiffenhagen bereits vor bald dreissig Jahren: Pfarrer lebten lieber etwas zurückgezogener statt in den für Grossfamilien und Gemeindegänge konzipierten Pfarrhäusern. Und dennoch habe die Sehnsucht nach der Anlaufstelle im Dorf und nach dem Pfarrer, der rund um die Uhr für seine Gemeinde da ist, überlebt.

KLISCHEE. Die Rolle der Kirche und jene der Pfarrfamilie im Dorf mögen sich gewandelt haben und die Kaskade der Berühmtheiten liesse sich wohl mit Lehrerskindern wiederholen. Das Klischee, dass Pfarrerskinder irgendwie anders sind, hält sich trotzdem hartnäckig. Heinrich Müller und Christoph Blocher haben sich auf die Suche nach der Realität hinter den Vorurteilen gemacht. Und entdeckten überraschend viele Gemeinsamkeiten. FMR

HEIM/ Ein Pionier der Altersheimküche über Rösti mit Speck und das Interesse des Kochs am Menschen
MARKT/ Ein Mülltaucher und eine Biobäuerin über sizilianischen Fenchel und Mexikos Spargeln im Abfall



Unser täglich Brot – Von der spirituellen Kraft eines Nahrungsmittels

BROTBOTSCHAFTEN/ Ein Brot ist mehr als Mehl, Wasser und Salz. In industrialisierten Zeiten muss der spirituelle Wert des Brotes aber zuerst wieder neu entdeckt werden.

BILDER: CHRISTIAN AEBERHARD

Die alte Bäuerin ritzt in die aufgehenden Sauerteigbrote ein Kreuz. Später, bevor das frisch gebackene Brot angeschnitten wird, streicht sie wieder mit dem Brotmesser den Linien des Kreuzes nach und murmelt: «Unser täglich Brot gib uns heute.» Es erinnert daran: Essen ist mehr als ein Nahrungsmittel.

SAKRALES BROT. Tief hat sich dieses Brotritual aus dem katholischen Oberschwaben in mein Gedächtnis eingebrannt. Ganz exotisch, wie heute dieses Zeremoniell anmuten will, war die Szene im Jahre 1965 indes nicht. Noch sprach die Mehrheit der Menschen damals das Tischgebet, und auch in unserer Familie waren im hölzernen Brotteller die Worte aus dem «Unser Vater» eingeschnitzt: «Unser täglich Brot gib uns heute.»

Brotbiografisch bin ich also, mit Jahrgang 1956, von der Ablösung der sakralen zur säkularisierten Brotwelt geprägt.

In der Kindheit war noch der Nachhall von der Not der Kriegs- und Nachkriegszeit spürbar. Und vor allem war die Verbindung zum Brot als einem zentralen biblischen Motiv im kollektiven Gedächtnis der Menschen verankert. Das Pausenbrot im Abfalleimer zu entsorgen, das war Brotfrevel.

Biblische Geschichten zuhauf sind in den Brotteig eingeknetet. Zuallererst das sagenhafte Manna, das die Israeliten auf ihrer Wanderschaft durch die Wüste in die Freiheit nährte. Und Brot – das Wort steckt auch im Geburtsort Jesu: Übersetzt heisst Bethlehem Brothausen.

BIBLISCHES BROT. Am Ende des Lebens Jesu wird bei der letzten Mahlzeit Matzenbrot gebrochen. Die ungesäuerte Matze, die hastig vor der Flucht der Israeliten aus Ägypten gebacken wurde, erinnert die Juden noch heute daran: wie schnell auf tödliche Bedrohung Errettung folgen

kann, wie Gott die Menschen aus der Knechtschaft erlöst. Und in der Abendmahlsfeier erinnert das gereichte Brot die Christen daran, wie dem Tod die befreiende Auferstehung gegenübersteht.

GETEILTES BROT. Die Bibel erzählt an zentralen Stellen von einer Brotwelt. Arme wie Rut können noch die übrig gebliebenen Ähren auf dem abgeernteten Acker der reichen Bauern lesen. Brot haben die Israeliten auf dem Altar des Herrn geopfert. Geschichten, wie die wundersame Brotvermehrung im Neuen Testament, in der von fünf Broten und zwei Fischen Tausende von Menschen satt werden, erzählen vom Wunder des Teilens.

Die spirituelle Dimension beim Essen ist auch bei mir im jungen Erwachsenenleben verschwunden. Erst wieder mit den Kindern ist das Tischgebet zurückgekehrt. Und wir backen oft selber Brot und versuchen, ein familiäres Refugium

für das Sakrale des Brots zu schaffen. Denn das Brot meiner Kindheit schmeckte noch anders als das Brot von heute.

Heute lautet das oberste Ziel der Hersteller, billig zu produzieren. Auch das Brot musste industrialisiert werden. Standardisierte Getreidesorten und chemische Enzyme im Brotteig sind für die Maschinengängigkeit der Backstrasse, nicht für den Geschmack der Brotesser entwickelt worden. Das normierte Brot verliert nicht nur an Knusprigkeit, längst ist das «täglich Brot» auch um seinen spirituellen Wert beraubt worden.

NORMIERTES BROT. Brot steht hier nur als ein Beispiel für andere Nahrungsmittel, die für unsere Bequemlichkeit und für unser Portemonnaie von Fast-Food-Herstellern produziert werden. Wenn es um die Schuldfrage geht – wer hat den Trend zur Industrialisierung zu verantworten? –, sagen Nahrungsmittelmultis oder Grossverteiler: «Der Konsument will es so.» Und Konsumenten- und Klimaschützer antworten: Die Verbraucher sind nicht richtig informiert, um beispielsweise den globalen Zusammenhang zwischen Lebensmittelproduktion und Energieverschwendung zu begreifen.

Einfache Rezepte für eine richtige Weltagrarpolitik oder internationalen Konsumentenschutz gibt es nicht. Die Dankbarkeit, die im wichtigsten Gebet der Christenheit – «Unser täglich Brot gib uns heute» – mitschwingt, böte jedoch die Chance, den Respekt vor der Schöpfung, der Arbeit der Bauern und Bäcker und vor dem Leben ganz allgemein an den Esstisch zurückzubringen. Damit Brotessen wieder mehr als blosser Nahrungsaufnahme ist. **DELFBUCHER**



«Essen kann auch eine Form der Therapie sein»

KOCHEN/ Markus Biedermann wählte einen Beruf, der kaum etwas gilt in der Branche: Heimkoch. Doch er erkannte, wie viele Emotionen ein Koch im Altersheim zu wecken vermag: Das kann ein Lachen sein, leuchtende Augen – und Schimpfen.

Herr Biedermann, was ist Ihr Lieblingsessen?
Gschwelli und Käse. Oder Raclette und Endiviensalat. Und die Kartoffelsuppe meiner Mutter.

Und was essen Sie prinzipiell nicht?
Gänseleber, Froschschenkel oder Pangasius – alles Sachen, die für mich ethisch nicht vertretbar sind.

Wo ist für Sie die Grenze?
Die bewegt sich hin und her, ich versuche immer wieder von Neuem, den Radius abzustrecken. Im Moment kaufe ich aus saisonalen Gründen keine Tomaten und keine Gurken, man kann auch mit Lagergemüse tolle Sachen kochen. Aber auch ich schaffe es nicht immer. Eben habe ich Spargeln gekauft, um meine Tochter zu bekochen, die Veganerin ist.

Schon privat ist es schwierig, nicht zu sündigen. Kann es sich ein Heimkoch überhaupt leisten, saisonal und biologisch einzukaufen?
Ja, aber er muss sich halt ein wenig anstrengen. Die Finanzen sind weniger

das Problem. Auch die Ansprüche der Bewohnerinnen und Bewohner sind kein Hindernis. Diese wissen genau, dass nicht alles zu jeder Jahreszeit aufgetischt zu werden braucht. Die Köche hingegen wollen kreativ sein, Trauben an Weihnachten und Erdbeeren im November anbieten. Oder sie fahren auf ein günstiges Angebot ausserhalb der Saison ab. Dabei braucht es nur ein wenig Fantasie, um den Winter zu überbrücken. Mit Äpfeln und Birnen, die gut gelagert werden können, lässt sich so vieles machen.

Das Saisongemüse, das Freilandei und das Biosteak sind aber nicht unbedingt besser in der Qualität. Ist also allein die ethische Komponente entscheidend?

Ja. Aber müssten die Leute selber Metzger, würde viel weniger Fleisch gegessen. Ich sehe es als meine Aufgabe an, die Heimköche dazu zu bringen, mit weniger, dafür besserem Fleisch zu kochen, also letztlich, nachhaltiger mit diesen Ressourcen umzugehen. Lieber ein etwas kleineres, aber zartes Stück Fleisch.

Und ich spreche hier nicht von Filet, ich spreche von ganz gewöhnlichem, gut gewachsenem Fleisch.

Kann es sich ein Altersheimkoch überhaupt leisten, nicht jeden Tag Fleisch anzubieten?
Auf jeden Fall. Die Menschen, die jetzt im Altersheim wohnen, sind sich gewohnt, dass es nicht täglich Fleisch geben kann. Zweimal in der Woche Fisch zu essen, wie es im Moment propagiert wird, finde ich übrigens einen unglaublichen Humbug angesichts der schwindenden Fischbestände im Meer und in unseren Seen.

Zumal die ältere Generation ja mit einer anderen Küche gross geworden ist.
Genau. Leute, die in den 1920er- oder 1930er-Jahren geboren wurden, assen

«Als ich meine Stelle im Altersheim antrat, witzelten die Berufskollegen: Jetzt wird der Bidi Breikoch, weil er nicht mehr arbeiten will.»



Essen ist eine Einladung zum Gespräch

dreimal in der Woche Bohnen, mit einem kleinen Stückchen Speck dazu. Kartoffelgerichte, Lauch, einfach das, was im Garten wuchs. Sie sind heute neunzig Jahre und älter! Wir hingegen müssen zuerst noch belegen, dass unsere Ernährung gesünder ist.

Der Wechsel vom Restaurant in die Heimgastronomie ist kein Karrieresprung.
«Der Bidi wird jetzt Breikoch», witzelten die Kollegen, als ich meine Stelle im Al-



Im Restaurant Harmonie und auf dem Markt: «Zweimal Fisch pro Woche ist Humburg»



Und: «Mit ein wenig Fantasie lässt sich der Winter leicht überbrücken»

Bärlauch-Knöpfl Carbonara

(für 4 Personen)

240 g Weissmehl (auch Dinkelmehl wäre möglich)
8 Eier
2 Ei Griess
2 Ei Olivenöl
Salz, Muskat
20 Bärlauchblätter

Zubereitung:
Bärlauch waschen, schneiden und mit den Eiern und dem Olivenöl fein mixen.
Diese Masse nun unter das Mehl und den Griess arbeiten, evtl. (wenig!) Mineralwasser begeben. Den Teig schlagen, bis er Blasen wirft. Eine Stunde ruhen lassen. Den Teig nun durch das Spätzelsieb ins kochende Salzwasser schaben.

Carbonara-Sauce

320 g Rohschinken oder gekochten Schinken
100 g Schalotten fein gehackt
4 Knoblauchzehen
2 gewaschene Sardellenfilets fein gehackt
400 g Halbrahm
Salz, Pfeffer aus der Mühle, wenig Majoran
50 g Parmesan

Zubereitung:
Speck in Streifen schneiden. Schalotten und Knoblauch hacken. Speck ohne Zugabe von Fett bei mittlerer Hitze knusprig braten. Schalotten und Knoblauch begeben, kurz mitdünsten. 2/3 des Rahms begeben und wenig einkochen. Pfanne vom Herd nehmen. Fein gehackte Sardellen begeben. In separatem Gefäss Eier, den restlichen Rahm und Käse gut verrühren, salzen. Knöpfl abgessen, gut abtropfen. Die Speck-Rahm-Mischung in die Kasserolle geben, sorgfältig mischen. Die Ei-Mischung darüber gossen. Bei schwacher Hitze etwa 3 Minuten heiss werden lassen. Bärlauch-Knöpfl in vorgewärmte Pastateller verteilen. Petersilie über die Teigwaren zupfen. Nach Belieben mit Pfeffer bestreuen.

REZEPT: MARKUS BIEDERMANN

tersheim angetreten habe. Oder: «Jetzt will er nicht mehr arbeiten.»

Warum wollten Sie im Altersheim kochen, statt die Karriereleiter hochzuklettern?
1979 stand ich kurz davor, mit meiner Frau in Zweisimmen ein Hotel zu übernehmen. Die Verträge waren schon unterschrieben. Der Gastro-Himmel stand für mich damals voller Sternchen. Da kam unsere erste Tochter zur Welt. Sie hat mich verzaubert. Ich machte alles rückgängig und ging auf Stellensuche. Aus der Not wurde ich in Münchenbuchsee Heimkoch. Ich hatte das Glück, dass das Leiterehepaar der Zeit weit voraus war. Ich lernte, dass Essen im Altersheim Erinnerung, Wertschätzung, Zuneigung und Kommunikation bedeutet. Dabei fing ich Feuer und erkannte den Wert und die kreativen Möglichkeiten der Heimküche.

Was macht die gute Heimküche aus?
Sie wird dann gut, wenn ich mit den Bewohnerinnen und Bewohnern das Gespräch suche und auf ihre Wünsche eingehe. Je mehr ich über die Leute weiss, zum Beispiel auch über ihre individuellen Essprobleme, desto besser kann ich für sie kochen. Weiter gilt es, eine gute Zusammenarbeit zwischen der Küche und dem Pflegeteam aufzubauen. Ein solches Zusammenspiel ist in der Heimbranche wirklich ein Paradigmenwechsel.

Braucht es in den Schweizer Altersheimen mehr Spitzenköche?
Es braucht mehr Menschenköche.

Das heisst?
Köche, die interessiert sind an den Menschen, für die sie kochen.

Sie sagten, Essen könne Erinnerung und Kommunikation bedeuten. Kann Essen also auch wie eine Therapie wirken?

Ich sehe es in jedem Fall auch als Aktivierungstherapie: Es geschieht etwas, und dabei lässt sich etwas erleben. Vor Jahren kochte ich auf einer Abteilung für schwer demenzkranke, auf dem Sterbett liegende Menschen. Ich war soeben aus Indien zurückgekehrt und noch voll von den Eindrücken der dortigen Küche. Also versuchte ich, über die gewürzreiche indische Kost an die Patienten her-



Essen ist ein Fest der Erinnerung

anzukommen. Gewisse Düfte wurden von ihnen auch wahrgenommen, es kam zum Beispiel zu vermehrtem Speichelfluss. Dann aber versuchte ich es bei einer Frau mit einer ganz gewöhnlichen, traditionellen Rösti. Ich liess mir das Gericht vom Küchenchef fertig gekocht kommen. Am Bett der Frau machte ich selber noch den

Finish, indem ich Speckwürfel und Zwiebeln anbriet. Zu meinem grössten Erstaunen begann die Frau plötzlich lebhaft zu rufen und öffnete der Mund. Ich löffelte ihr flugs etwas von der Rösti ein, sie kaute ausgiebig, dann kam der zweite Löffel. Eine kleine Sensation. Rösti war schon immer ihr Lieblingsmenü gewesen.

Essen kann aber auch zur Belastung werden: Vielleicht fehlt den Bewohnerinnen und Bewohnern der Appetit, trotzdem müssen sie sich ständig mit dem Essen befassen und schon am Tag vorher das Menü auswählen.
Entscheidend ist, dass sich ein Heimkoch Gedanken über die Essgewohnheiten seiner Gäste macht. Welche heute Achtzig- und Neunzigjährigen haben früher erst nach acht Uhr das Morgenessen zu sich genommen? Und es ist eine Zumutung, dass ein Bewohner, der vielleicht schon etwas dement ist, bereits am Tag vorher seine Bestellung aufgeben muss.

Der Betrieb muss halt funktionieren.
Schon. Aber statt dass alle Bewohnerinnen und Bewohner schon um sechs Uhr essen müssen, könnte man das Abendessen zwischen sechs und acht Uhr anbieten. Das ist gerade für Migranten aus südlichen Ländern wichtig. Den Willen zu mehr Flexibilität vermisst ich in manchen Heimen. Man denkt zu oft an seine eigene Freizeit oder will sich mit dem Catering ein Nebengeschäft erschliessen und vergisst dabei sein Kerngeschäft.

Was kommt zurück, wenn man seine Sache als Heimkoch gut macht?
Lachen. Leuchtende Augen. Weinen. Manchmal Schimpfen. Emotionen eben.

Welche Note geben Sie der Schweizer Altersheimgastronomie?
Eine Fünf plus. Viel besser jedenfalls als vor zwanzig Jahren.

Damals hätten Sie nur eine vier gegeben? Eher weniger.
INTERVIEW: FELIX REICH UND HANS HERRMANN

MARKUS BIEDERMANN, 58

lebt in der bernischen Gemeinde Rumisberg am Jurasüdfuss. Er ist diplomierter Küchenchef, ausgebildeter Heimleiter und Absolvent eines Studiums in Alterskunde. 1994 gründete er das Forum 99, das mit Altersheimen und anderen Institutionen im Gesundheits- und Pflegebereich Ansätze für eine zeitgemässe Ernährung entwickelt. Dazu gehören Situationsanalysen ebenso wie das Training von Küchenchefs oder das Erarbeiten von Verpflegungskonzepten. Das Forum 99 führt auch Zusatzausbildungen durch und organisiert Fachtagungen.

PREISE. Markus Biedermann hat mit Herbert Thill auch «Smoothfoods» entwickelt, eine Ernährungslinie, die klassische Zubereitungsarten mit Anwendungen aus der Molekularküche verbindet. Die schonend geschnittenen, gemixten, pürierten, passierten oder aufgeschäumten Speisen eignen sich speziell für Senioren mit Schluckbeschwerden. Markus Biedermann wurde für seine Arbeit mehrmals ausgezeichnet, in Deutschland und der Schweiz. Er ist verheiratet und Vater dreier erwachsener Töchter. **HEB**



Fachsimpeln über Bioprodukte und Lebensmittelabfälle: Tobias Sennhauser und Kathy Hänni

«Essen ist keine Privatsache»

MARKTBESUCH/ Sie ist Biobäuerin, er fischt als Mülltaucher weggeworfene Lebensmittel aus Containern. Beide möchten sie die Masslosigkeit im Lebensmittelmarkt stoppen.

Es ist Dienstagmorgen. Auf dem Bundesplatz in Bern verkaufen Bauern Gemüse, Obst, Brot, Käse, Konfitüren und Setzlinge. Ihre Kunden kommen zu Fuss oder mit dem Fahrrad, die Taschen bringen sie gleich selbst mit. Als bewusste Konsumenten bereiten sie ihr Essen gern mit frischen Produkten aus der Region zu.

Auf einem Marktspaziergang will «reformiert.» erfahren, wie es Menschen in einer Zeit von Lebensmittelüberfluss und Nahrungsmittelskandalen gelingt, verantwortungsvoll mit Essen umzugehen. Die eine Gesprächspartnerin, Biobäuerin Kathy Hänni, baut das meiste, was auf ihrem Teller landet, selbst an. Der andere Gesprächspartner, Philosophie- und Informatikstudent Tobias Sennhauser, fischt sein Essen aus Containern, in denen die Supermärkte ihre Ware entsorgen.

IMPORT. Die beiden ziehen los. Kathy Hänni will auf direktem Weg zu den Ständen, auf deren Stoffdächern die grün-weiße Bio-Knospe prangt. Normalerweise ist sie nur aus «Gwunder» hier: um zu schauen, wie die Ware der anderen aussieht. Sennhauser wiederum geht nie zum Markt. Es gibt keinen in seiner Nähe, und Frischwaren findet er genügend in den Containern.

Vor einem Stand mit einer Kiste voller Fenchelknollen bleibt Hänni stehen: «Fenchel gibt es bei uns jetzt nicht, dieser hier wird aus Sizilien eingeführt.» Sennhauser fragt: «Isst du kein Gemüse ausserhalb der Saison?» Hänni schüttelt den Kopf. In ihrem Keller seien immer noch Rüebli und Kohl eingelagert, damit liessen sich feine Sachen zubereiten. «Ich kaufe mir nach dem Chlaustag höchstens einmal Zitrusfrüchte, ab und zu Bananen.» Sennhauser nickt. Als



«Fleischkonsum verlängert die Lebensmittelkette. Um Tiere zu mästen, bauen wir Pflanzen an, die wir selber essen könnten.»

TOBIAS SENNHAUSER

Veganer ist er sich eine noch stärker eingeschränkte Essensauswahl gewohnt.

Über das Fortwerfen von Essen kann Sennhauser nur den Kopf schütteln. Damit ist er nicht allein. Die Organisation Foodwaste wurde 2012 gegründet, um auf die Lebensmittelverluste in der Schweiz aufmerksam zu machen. Im Herbst publizierte sie mit WWF Schweiz eine Studie, laut der ein Drittel aller in der Schweiz produzierten Lebensmittel zwischen Feld und Teller verloren geht – pro Jahr rund zwei Millionen Tonnen.

ABFALL. Etwa die Hälfte der Lebensmittelabfälle fällt am Ende der Produktionskette an: Haushaltabfälle, Speisereste oder Produkte mit abgelaufenem Verfalldatum. Zwanzig Prozent gehen auf das Konto der Landwirtschaft: Ernteverluste, aussortierte Ware. Bei Verarbeitung und Transport gehen weitere dreissig Prozent verloren. Der Bundesrat verspricht, zu handeln. Im Rahmen des Aktionsplans «Grüne Wirtschaft» lässt er prüfen, wie

sich Speisereste reduzieren und Abfälle besser verwerten lassen.

Auf die Planen der Marktstände prasselt Regen. Die Biobäuerin und der Mülltaucher bemerken es kaum. Sie entdecken einen Stand mit Gemüse von Pro Specie Rara. «Wenn wir seltene Sorten anpflanzen, helfen wir, sie zu erhalten», sagt Kathy Hänni. «Finanziell lohnt es sich nicht für uns Bauern. Die Leute, die sich mit der Thematik auskennen, wissen es aber zu schätzen.» Früher habe man den Biobauern gesagt, was sie machen, sei «herzig», ein nettes Nischenprodukt. Heute hätten Bioprodukte dank Grossverteilern aber Wachstumspotenzial. Mit dem Detailhändler Coop fühlt sich Hänni stark verbunden. «Er kreierte nicht ein neues Label, sondern unterstützt die Knospe von unserem Verband Bio-Suisse.»

ANREIZ. Während Hänni spricht, kauft Sennhauser eine kleine Tüte Stachys, ein Produkt von Pro Specie Rara. Grossverteiler sind ihm nicht geheuer. Er glaubt, dass sie die Hauptschuld an der Lebensmittelflut tragen: Indem sie von den Bauern normierte Produkte verlangen, bis Ladenschluss zwecks Kaufanreiz für die Kunden volle Regale anbieten und vor ethisch fragwürdigen Herstellungsmethoden die Augen verschliessen würden.

«Tauchst du nur nach Bioware?» möchte Hänni wissen. Sennhauser verneint. «Letzte Woche fand ich einige Bündel Spargel aus Mexiko. Da ich nur Abfälle verwerte, unterstütze ich die Nachfrage nicht. Nur wenn ich die Spargeln kaufe, beeinflusse ich das Angebot der Grossverteiler.» Hänni überzeugt das nicht. «Die Idee, Essen aus Containern zu holen, finde ich gut. Leider verliere ich dich so als engagierten Konsumenten.»

Sennhauser argumentiert, dass er nicht nur aus ideologischen Gründen Mülltaucher wurde: «Ich bin Student und arbeite in einem Zehnprozentpensum, ich lebe weit unter dem Existenzminimum.» Er würde auch am liebsten nur Bioprodukte kaufen, doch seien diese oft zu teuer.

Also zieht er ein- oder zweimal im Monat mit Freunden nachts los und sucht, ausgerüstet mit Stirnlampe und Plastikhandschuhen, in Abfallcontainern nach Essbarem. Zwei volle Papiertaschen nimmt er meistens mit nach Hause. Findet er bündelweise Bananen, nimmt er nur so viel, wie er braucht. «Sonst muss ich ja selbst wieder wegschmeissen.»

Wegen des heftigen Regens wird das Gespräch im nahen Restaurant fortgesetzt. Es ist Mittag, Hänni und Sennhauser schlagen die Menükarte auf. Hänni sagt: «Ich suche immer das aus, was den geringsten ökologischen Schaden verursacht.» Steak kommt nicht infrage, wenn sie nicht weiss, woher es stammt. Muscheln im Binnenland Schweiz sowie so nicht. Thonpasta? «Auf keinen Fall, die Meere sind schon überfischt.»

FLEISCH. Für den Veganer Tobias Sennhauser bietet die Karte praktisch nichts. Für beide kommen nur Pommes frites infrage. Sennhauser hat darauf keine Lust. Hänni bestellt sie, einen Nüsslisalat dazu. Während sie auf das Essen warten, diskutieren sie die Frage, ob man Fleisch essen darf. Für Veganer Sennhauser ist der Fall klar: Fleischkonsum verlängere die Lebensmittelkette unnötig. «Um Tiere zu mästen oder sie für Milch und Eier zu halten, bauen wir Pflanzen an, die wir selber essen könnten.» Hänni kontert: «Tiere helfen, die Fruchtbarkeit der Erde zu erhalten. Wenn wir sie gut behandeln und massvoll Fleisch essen, habe ich nichts dagegen.» Die Kühe könnten Gras in wertvolle Proteine (Milch, Fleisch) verwandeln und stünden – so ernährt – nicht in Konkurrenz zur Nahrung der Menschen. Hänni war fünfzehn Jahre lang Vegetarierin. Mittlerweile isst sie mit gutem Gewissen wieder ab und zu Fleisch – natürlich nur bio.

Der Kellner trägt das Essen auf. Sennhauser nimmt nur einen Grüntee. Ist Essen für ihn ein Genuss? Er sagt: «Essen ist für mich in erster Linie Energiezufuhr. Doch es ist keine Privatsache, denn es hat enorme Auswirkungen auf die Welt. Es wird irgendwo produziert, verarbeitet, transportiert. Aber ja: Es ist auch Genuss. Gestern bereitete ich mir ein Sallerieschnitzel mit Cornflakeskruste. Saisonal, regional, simpel – superfein!»

Kathy Hänni isst mittags immer in einer grossen Gemeinschaft: «Wir sind zwölf bis zwanzig Leute am Tisch. Immer kocht jemand anderes. Das Essen muss



«Esse ich im Restaurant, bestelle ich immer jenes Menü, das den geringsten ökologischen Schaden verursacht.»

KATHY HÄNNI

ausgewogen sein, mit Salat, Gemüse, Eiweiss und Kohlehydraten. Es muss uns stärken, und zugleich ist das Essen die Krönung unserer Arbeit.»

Kathy Hänni hat den Tomatenschnitt, der den Salat dekorierte, stehen lassen. «Es ist jetzt keine Tomatensaison, und die ist sicher Hors-sol. Warum immer dieser blöde Tomatenschnitt und nicht einfach ein Radiesli?»

ANOUK HOLTHUIZEN, STEFAN SCHNEITER

KATHY HÄNNI-LEHMANN, 58

ist Biobäuerin und lebt in Kirchdörfli. Fünf Kilometer nördlich von Bern bewirtschaftet sie mit ihren Mitarbeitenden den Biohof Heimenhaus, der per Hauslieferung oder im Verkauf ab Rampe Biogemüse, Saisonsalate, biologische Milchprodukte und Biofleisch anbietet. Kathy Hänni sass 2003–2012 für die Grüne Partei im Grossen Rat in Bern.

TOBIAS SENNHAUSER, 29

studiert Philosophie und Informatik. Seit 2012 ist er Vorstandsmitglied des Vereins «Tier im Fokus», seine Schwerpunktthemen dort sind die Nutztierhaltung sowie die alternative Landwirtschaft. «Tier im Fokus» kümmert sich um ehemalige Nutztiere und setzt sich für die Rechte der Tiere ein. Sennhauser fischt regelmässig Nahrungsmittel aus Abfallcontainern der Grossverteiler. Seinen Wohnort hält er geheim.

Putzen, jäten und entsorgen

WYNENTAL/ Mit der Aktion Gratihilfe wollen die Landes- und Freikirchen im Oberwynental das Wort Gottes ganz konkret umsetzen.

An ihren grünen T-Shirts wird man sie erkennen. Die Helfer und Helferinnen der «Aktion Gratihilfe», die im Mai während zweier Wochen im Oberwynental und im angrenzenden Seetal kostenlos ihre Hilfe anbieten, Rasen mähen, Fenster putzen, entsorgen und Kinder hüten werden – und was sonst noch an Hilfeleistungen erbeten wird. Nach den Erfolgen der letzten beiden Jahre wird die Aktion jetzt ausgeweitet und findet erstmals auch im Seetal statt: Mit dabei sind ab dem 11. Mai die Gemeinden Reinach, Menziken, Burg, Pfeffikon, Leimbach, Zetzwil, Gontenschwil, Beinwil am See sowie Birrwil.

NATIONALE FÖRDERUNG. Wenn auch der Blick auf die nationale Website www.aktiongratihilfe.ch unverkennbar die freikirchliche Handschrift der Aktion zeigt, beteiligen sich im Oberwynental nebst der Chrischona, der Heilsarmee, der Herrnhuter Sozietät und «Way to life» auch die reformierte und die katholische Landeskirche an deren Organisation. Die Fäden hat Daniel Stähli in der Hand. Der Reinacher ist nicht nur einer der Hauptorganisatoren der diesjährigen Aktion, er ist auch einer ihrer Mitbegründer. Zusammen mit Andreas Boppart haben die beiden Mitarbeiter des Missions- und Evangelisationswerkes «Campus für Christus» die «Aktion Gratihilfe» vor drei Jahren ins Leben gerufen und fördern sie seither national. Letztes Jahr fand sie an insgesamt fünfzehn verschiedenen Orten statt.

«Indem wir helfen, machen wir die Liebe Gottes sicht- und spürbar und bekennen uns zu einem aktiv gelebten Christsein.»

DANIEL STÄHLI, ORGANISATOR

AKTIVES CHRISTSEIN. Wer mit Daniel Stähli redet, merkt, wie sehr ihm die Sache am Herzen liegt und mit wie viel Engagement er sie fördert. Die Aktion geht für ihn weit über die Nachbarschaftshilfe hinaus: «Indem wir helfen, machen wir die Liebe Gottes sicht- und spürbar und bekennen uns zu einem aktiv gelebten Christsein.» Er sieht in der Aktion auch eine Möglichkeit, «die Leute aus den Kirchbänken hervorzulocken und das



Die Organisatoren: Benjamin Müller, Daniel Stähli, Annarös Steiner, Daniel Eichenberger, Andrea Hug

Wort Gottes ganz konkret und handelnd umzusetzen.»

Bevor am 11. Mai die ersten Fensterkeller geputzt werden, treffen sich die Helferinnen und Helfer zu einem Vorbereitungsabend, lernen sich kennen und bereiten sich auf die Einsätze vor, die unter dem Motto «gratis, bedingungslos und unkompliziert» stehen. Mit dabei ist dann auch Annarös Steiner. Die kirchliche Mitarbeiterin der reformierten Kirche Menziken ist zusammen mit dem Organisationskomitee daran, diese «gute Sache» vorzubereiten, wie sie sagt. Sie hofft, dass der eine oder andere dank der Aktion die Nachbarschaftshilfe neu entdeckt, und erzählt das Beispiel einer Frau, die vor vielen Jahren bei einer ähnlichen Aktion eine Seniorin kennengelernt hat und seither jede Woche zusammen mit dieser Einkäufe tätigt. «Wer weiss, vielleicht entsteht auch dieses Jahr wieder etwas, was nachher lange weiterbesteht?»

VIERZIG HELFER. Einen Anfang machen: Darum geht es auch Daniel Stähli, der den grösstmöglichen Erfolg darin sähe, dass sich die Aktion mit der Zeit verselbstständig würde und es sie eines Tages nicht

mehr bräuchte, «weil wir im alltäglichen Leben sehen, wenn jemand in Not ist, und unsere Hilfe spontan anbieten.»

Die Erfahrungen der letzten beiden Jahre zeigen, dass sich die rund vierzig Helfer – Frauen und Männer aller Altersgruppen – vor allem im kirchennahen Umfeld und über persönliche Kontakte finden lassen. Anders die Kunden: Hier waren es vor allem ältere oder alleinstehende Personen, die über Berichte und Inserate in der Lokalpresse auf das Angebot aufmerksam wurden.

KEINE BERÜHRUNGSÄNGSTE. Auch wenn sich nicht alle christlichen Gruppierungen der Region an der Aktion beteiligen, so wollen die Initianten konfessionelle Grenzen überschreiten und sich gegenseitig näherkommen. «In den Familien ist es längst Realität, dass verschiedene Konfessionen am selben Tisch sitzen», sagt Steiner. «Mit Aktionen wie diesen können wir dies auch auf Ebene der Kirchgemeinden noch stärker zum Ausdruck bringen.» Steiner und Stähli betonen, dass es unter den Beteiligten keine Berührungsängste gebe. Man stelle mit der Aktion ganz einfach die gelebte Nächstenliebe ins Zentrum und damit einen überkonfessionellen christlichen Grundsatz. **SARAH JÄGGI**

Aktion Gratihilfe

Die diesjährige Aktion im Oberwynental und im Seetal findet vom 11. bis 25. Mai 2013 statt. Personen, die Hilfe in Anspruch nehmen möchten, können sich vom 25. April bis zum 17. Mai telefonisch melden, werktags von 15 bis 18 Uhr. Tel. 076 274 86 65.

www.aktion-gratihilfe.ch/oberwynental

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Publizist und Buchautor



Das philosophische Rasiermesser

WAGNIS. Was selbstverständlich scheint, kann seltsam wirken, wenn wir es von nahe betrachten. Das Rasieren zum Beispiel. Da suchen sich unzählige feinste Härchen im Backen- und Kinnbereich einen Weg durch die Haut und strecken sich scheu an die frische Luft. Aber kaum ist der Durchbruch geschafft, kommt schwupp ein Messer und schneidet sie weg. Doch die Härchen lassen sich nicht kleinkriegen. Sie versuchen es immer wieder. In meinem Falle ohne die geringste Aussicht auf Erfolg. Sie wagen es trotzdem.

WARUM. Der englische Schriftsteller George Bernhard Shaw erzählt, wie er als Fünfjähriger seinen Vater beobachtet, der sich gerade rasierte. «Daddy», fragte er ihn, «warum rasierst du dich?» Der Vater schaute erstaunt in den Spiegel – und schwieg. Dann warf er sein Rasiermesser auf den Tisch und rief: «Verdammt noch mal, warum rasiere ich mich eigentlich?» Er soll sich nie wieder rasiert haben. Die Warum-Frage ist gefährlich: Plötzlich steht Mann mit einem Bart da. Also mache ich besser weiter, putze mit dem Rasierhobel die stoppeligen Dinger weg und kehre die Frage um: Warum mir einen Bart wachsen lassen, wenn es auch ohne geht?

PRINZIP. Damit wären wir schon beim philosophischen Sparsamkeitsprinzip des mittelalterlichen Franziskanermönchs und Universalgelehrten Wilhelm von Ockham. Es besagt, dass man die Dinge nicht komplizierter machen soll, als sie sind. Alles, was es zur Erklärung einer Sache nicht unbedingt braucht, ist überflüssig und kann weggeschnitten werden. Dieses Prinzip ist als «Ockhams Rasiermesser» in die Philosophiegeschichte eingegangen.

FEHLER. Im 20. Jahrhundert ist eine Variante dazugekommen: Hanlons Rasiermesser, wobei nicht eindeutig geklärt ist, wer dessen Urheber ist. Es lautet: «Schreibe nichts der Böswilligkeit zu, was durch Dummheit hinreichend erklärbar ist.» Menschliches Fehlverhalten kann auf mannigfaltige Weisen erklärt werden, doch oft steckt bloss Dummheit dahinter. Wenn ich an meine eigenen Fehlleistungen denke, kann ich Hanlon weitgehend zustimmen. Bevor ich das nächste Mal einen komplizierten Rechtfertigungsversuch starte, nehme ich also besser sein Rasiermesser, schneide alle vernebelnden Wortwolken weg und gebe einfach zu: Ja, ich war dumm.

RITUAL. Sorgfältig fahre ich mit dem Rasierhobel über Backe und Kinn, Strich um Strich. Eine monotone Tätigkeit, aber auch ein schönes Ritual. Zudem eine gute Gelegenheit, über all das nachzudenken, was wirklich wichtig ist im Leben. Und den ganzen Rest einmal wegzuschneiden, mit Ockhams, Hanlons oder dem eigenen Rasiermesser. Wie schön ist es, am Schluss mit der Hand über die glatt rasierete Haut zu streichen, die sich jetzt fein wie ein Pfirsich anfühlt – bis die Härchen einen weiteren Aufstand wagen, wie immer ohne Aussicht auf Erfolg.



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

PARADIES

Die Vorstellung eines überirdischen Wonnegartens, in dem die Götter wohnen und die Verstorbenen selig sind, kennen nicht nur die orientalischen Kulturen. Dort jedoch ist eine an Wasser und Bäumen reiche Oase der Inbegriff von heilem Lebensraum. Das aus dem Altiranischen stammende «pairi daeza» hat bis in die Gegenwart nichts von seiner Verlockung eingebüsst, die «Paradiese» haben sich gar vermehrt: Ferienreisende, Einkaufswillige und Steuerflüchtige finden je das ihre. In der Bibel beginnt der ältere Schöpfungsbericht mit dem

Garten Eden. Der Anfang hat etwas Paradiesisches – an Neugeborenen und Verliebten haftet ein Hauch davon. Doch die Lust an Erkenntnis vertreibt die Menschen aus dem Garten, und ein Schwertengel versperrt den Rückweg. Kann der Verlust rückgängig gemacht werden?

Bei den Propheten taucht die erlösende Vorstellung auf, Gott mache die Wüste einst wieder fruchtbar wie Eden. Das endzeitliche Paradies inspiriert seit über 2000 Jahren auch die Apokalyptiker. Und Ähnliches verheisst Paulus, der Jesus als zweiten Adam deutet und

uns allweihnächtlich singen lässt: «Heut schliesst er wieder auf die Tür zum schönen Paradies, der Cherub steht nicht mehr dafür ...»

«Paradies» ist auch eine transzendente Antwort auf die Fragen: Woher kommt und wohin geht der Mensch? Die Unendlichkeit oder das Absolute sind unvorstellbare Dimensionen, im Bild eines Gottesgartens werden sie anschaulich. Obwohl das Paradies ein Geheimnis bleibt, warum nicht schon jetzt und hier (mit Dorothee Sölle) den Himmel erden und Gott träumen? **MARIANNE VOGEL KOPP**

Vom Konflikt in der Waschküche

MEDIATION/ Wo Menschen aus diversen Kulturen zusammenleben, menscht es. Jetzt werden Vermittler geschult.

«Ein Kopftuch bei der Arbeit an der Kasse? Sie müssen verstehen, dass dies nicht bei allen Kunden gut ankommt», erklärt die Leiterin der Supermarktfiliale der Kassiererin. «Können Sie mir das Kopftuch wirklich verbieten? Die Bundesverfassung garantiert doch die Religionsfreiheit», entgegnet die junge Muslimin. Was hier abgeht, ist «bloss» ein Rollenspiel. Doch die junge Frau, welche die Kassiererin spielt, trägt auch im wirklichen Leben ein Kopftuch. Zusammen mit fünfzehn andern Frauen und Männern absolviert sie den Kurs «Mediation und Kommunikation im interkulturellen

und interreligiösen Kontext», organisiert vom Haus der Religionen – Dialog der Kulturen in Bern, in Zusammenarbeit mit zwei Mediationsdozentinnen der ortsanässigen Fachhochschule. In 25 Studientagen wird gelernt und geübt, «wie zwischen Gruppen und Einzelpersonen aus verschiedenen Religionen und Kulturen vermittelt werden kann» – an Spitälern, Schulen oder im Sozialwesen. Im Rollenspiel um das Kopftuch an der Supermarktkasse bringt sich jetzt eine Kursteilnehmerin als Mediatorin ein – etwas unsicher noch: «Ich möchte beide Standpunkte besser kennenlernen.

Ich bin nicht Partei. Vielleicht finden wir zusammen einen Kompromiss.» Kursdozentin Consolata Peyron schaut zu und interveniert dann: «Stopp. Man muss stärker spüren, dass du Verantwortung übernehmen willst. Du darfst bestimmter auftreten, auch in der Körperhaltung.»

ERKENNEN. «In diesem Kurs kommen echte Konflikte zur Sprache, die zum multikulturellen Alltag gehören», sagen Consolata Peyron und David Leutwyler, Bildungsverantwortlicher beim Haus der Religionen – Dialog der Kulturen: «Das geht von Spannungen rund um die Ordnung in der Waschküche oder die Nachtruhe im Mehrfamilienhaus – bis zur Auseinandersetzung über die Frage: «Haben wir alle denselben Gott?.» Eine Stärke dieses Kurses sei es, dass der religiöse Hintergrund bei Konflikten nicht ausgeblendet, aber auch nicht überbewertet werde, betont Leutwyler.

SORTIEREN. Bereits zum dritten Mal findet der Kurs statt, ein nächster ist geplant. Durchgeführt wird er allerdings nur, «wenn eine interkulturell zusammengesetzte Kursgruppe zustande kommt», so David Leutwyler. Unter den sechzehn Teilnehmenden dieses Jahr sind denn auch solche mit buddhis-



Interreligiöse Konflikte im Rollenspiel: Die Mediation will geübt sein

«Wer die Widersprüche erkennt, in denen er selber steckt, hat das Zeug dazu, eine gute Mediatorin zu werden.»

KARMA LOBSANG

tischem, christlichem, hinduistischem und islamischem – aber auch mit agnostischem Hintergrund. «Mediation ist nicht einfach ein Tool, sondern eine Haltung, die mit der Selbstreflexion beginnt» sagt Kursdozentin Karma Lobsang. Gerade Migranten der zweiten und dritten Generation, an die sich der Kurs besonders richtet, seien darin geübt: «Sie müssen die Wertkonflikte zwischen ihrer und der Elterngeneration aushalten.» Darum sage sie jeweils: «Wenn ihr die Widersprüche erkennt, in denen ihr selber steckt, habt ihr das Zeug dazu, gute Mediatorinnen zu werden.» SAMUEL GEISER

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92



Wir suchen auf Schuljahrbeginn 2013 eine/einen

Katechetin/Katecheten für das PH 2 (1. bis 5. Klasse) und PH 3 (nur 6. Klasse)

Aufgabengebiet:

- Erteilen von mehreren Jahreslektionen (evtl. nur ein Teilpensum möglich)
- Gestaltung von 2 bis 3 Gottesdiensten pro Jahr mit den am Unterricht beteiligten Kindern zusammen mit der Pfarrperson.

Ihr Profil:

- Sie sind reformiert und verwurzelt im christlichen Glauben.
- Sie sind im Besitz des Katecheten-Diploms oder sind bereit diese Ausbildung berufsbegleitend zu absolvieren.
- Sie haben Erfahrung und Freude an der Arbeit mit Kindern.

Wir bieten an:

- Anstellungsbedingungen nach Richtlinien der ref. Landeskirche.
- Eine gute Zusammenarbeit mit den beiden Pfarrern und den anderen Katechetinnen.
- Regelmässigen Austausch im Team.

Auskünfte erteilen gerne:

Roland Frauchiger, Kurator
Telefon 056 284 24 25
Pfarrer Matthijs van Zwieten de Blom
Telefon 056 284 12 41

Bitte senden Sie Ihre schriftliche Bewerbung möglichst bald oder bis spätestens 31. Mai 2013 an die Reformierte Kirchgemeinde Rein, Neuzelweg 12/Postfach 57, 5234 Villigen

**WIR KAUFEN AUTOS
PW UND LIEFERWAGEN ALLER ART
Telefon 044 817 27 26**

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Steuererklärung ausfüllen!
Professionell, preiswert, prompt.
durch Christoph Urech.
Rufen Sie an: 062 891 84 15

Liebe Partnersuchende
Tun Sie den ersten Schritt –
Alles weitere schaffen wir gemeinsam!
PRODUE
Maya Kappeler – 041 340 68 70
www.produe.ch
Seit 20 Jahren
vertrauensvoll, kompetent, erfahren

Kunsthistorische Reise ARMENIEN
Fr. 21. – So. 30.6.2013
mit Projektbesuch im YICA Spitak
Reiseroute/Infos:
www.cevizuerich.ch
CEVI ZÜRICH www.cevizuerich.ch

Verein Kunst und Kirchenbau (K.u.K.)
Symbolik und Geschichte mittelalterlicher Kunst
Programm → www.kunst-und-kirchenbau.ch
**Müstair/Engadin im Juni
Königsfelden im Juli
Barcelona im September**
Studienreisen und Ausflüge für ein breites kunst- und kulturgeschichtlich interessiertes Publikum. Infos:
K.u.K., PF 8741, 3001 Bern. 031 534 19 75, K-u-K@hispeed.ch

BERGFRÜHLING GENIESSEN
8.-15. und 15.-22. Juni 2013
7 Nächte mit Halbpension
Alpenblumenwanderung und
Frühlingsspaziergang
für Fr. 890.- (statt 995.-)
pro Person im Balkonzimmer

HOTEL BELLA LUI
Seit 1930. Partner Swiss Historic Hotels

Hotel Bella Lui 1930 | Route Zotzet 8 | 3963 Crans-Montana | Telefon 027 481 31 14 | www.bellalui.ch

**Tagung «Nicht mehr jung – noch nicht alt»
Lebensmitte – Halbzeit – Krisenzeit?
Herausforderungen und Chancen der mittleren Jahre
mit Prof. Dr. Pasqualina Perrig-Chiello**
Freitag, 14. Juni, 9 bis 16 Uhr
Aarau, Haus der Reformierten, Stritengässli 10

Bildung reformiert

Frauen und Männer zwischen 45 und 65 Jahren haben in unserer Gesellschaft den grössten Einfluss und tragen am meisten Verantwortung. In dieser Zeit finden wichtige Entwicklungsprozesse statt, die die Weichen für ein gutes Altern stellen. Die Vorträge von Prof. Dr. Pasqualina Perrig-Chiello, Entwicklungspsychologin an der Uni Bern, thematisieren die Dynamik dieser Lebensphase und zeigen typische Muster, Konflikte und Lösungen auf.

Am Nachmittag werden die Vorträge in Gruppen diskutiert. In «Begegnungswelten» werden kirchliche Projekte im Bereich 50+ vorgestellt.

Kosten: Fr. 50.– inkl. Mittagessen im Restaurant Schützen (Fr. 30.– ohne Essen)
Anmeldung bitte bis 31. Mai an kursadmin@ref-aargau.ch, Telefon 062 838 09 61 oder auf www.ref-ag.ch unter «Veranstaltungen».

The Future of Religious Minorities in the Middle East

CSI
Christian Solidarity International

■ 'The Arab Spring' and its Aftermath: Implications for Muslim-Christian Relations

Thursday | May 30 | 18:00
Lavaterhaus | St.-Peter-Hofstatt 6 | 8001 Zürich
Lavatersaal, 1st floor

■ Bishop Michael Nazir-Ali

President of the Oxford Centre for Training, Research, Advocacy and Dialogue (OXTRAD)
Former Bishop of Rochester in the Church of England and parliamentarian in the British House of Lords

Author of 11 books, among them:
■ Frontiers in Christian-Muslim Encounters (Regnum, 1987);
■ Triple Jeopardy for the West: Aggressive Secularism, Radical Islam and Multiculturalism (Bloomsbury, 2012)

Proceedings will be conducted in English. | RSVP: info@csi-int.org | 044 982 33 33
A Series of CSI-sponsored Public Discussions | 2012/2013
www.middle-east-minorities.com

Stiftung für Menschen mit seltenen Krankheiten

Eine halbe Million Schweizer leiden an einer seltenen Krankheit, mehr als an Diabetes und Krebs.
Herzlichen Dank, dass Sie mit einem Beitrag diesen Menschen helfen!

Unter dem Patronat von Prof. Thierry Carrel und nominiert für den Swiss Charity Award 2012

Spendenkonto
PC 80-151-4 / IBAN CH50 0070 0110 0035 7775 0
Wagistrasse 25 · 8952 Schlieren · Tel. 043 433 86 90
www.stiftung-seltene-krankheiten.ch



Markus Wider im Suhrer Wald: «Setze ich mich der Natur aus, erlebe ich, dass die Welt in Kontakt ist mit mir. Das berührt mich zutiefst»

«Wenn etwas zerbricht, ist da auch etwas, das trägt»

PORTRÄT/ Seit zwanzig Jahren führt Markus Wider Menschen in die Wüste. Die meisten ändern ihr Leben danach radikal.

Wie immer hat Markus Wider den Tag mit einem Sprung ins kalte Wasser des Flusses nahe seines Hauses im neuenburgischen Couvet begonnen. Danach ist er mit dem Auto in den Aargau gefahren, nach Suhr, wo er vor vielen Jahren als Katechet tätig war. Hoch über dem Dorf thront die reformierte Kirche. Noch höher, auf dem «Suhrerchopf», liegt am Waldrand der Platz, wo alles begann.

Hier führte Markus Wider 1999 seine ersten Schwitzhütten-Rituale durch. Dabei wird in der Tradition der Indianer Nordamerikas aus Weidenruten und Decken eine Art Sauna errichtet, die mit im Feuer erhitzten Steinen erwärmt wird. «Dieses Schwitzen im Dunkeln unterstützt einen dabei, mit sich ins Reine zu kommen», erklärt der 53-Jährige.

STERBEN. Was damals in Suhr seinen Anfang nahm, ist mittlerweile seine Berufung geworden. Mehr als 1500 Schwitzhütten hat der Zeremonienmeister, der seinen Erfahrungsschatz bei den Lakotas, in Malaysia und Tibet erworben hat, inzwischen geleitet. Und seit zwanzig

Jahren führt er die unterschiedlichsten Menschen – von der Managerin bis zum Arbeitslosen – zu sogenannten Visionssuchen in die Wüste. Dabei setzt man sich auf einem Platz von einem Quadratmeter vier Tage und vier Nächte der Wildnis aus: auf sich allein gestellt, ohne Nahrung und Wasser, ausgerüstet einzig mit einer Plache. «Im Kern geht es darum, den eigenen Sterbeprozess vorwegzunehmen und alles loszulassen», sagt Markus Wider. Das bedeute aber weit mehr als eine erschütternde Konfrontation mit den eigenen Grenzen. Hinter der Erfahrung des «dosierten Sterbens» erwarte einen nämlich «das pure Leben»: «Da kommt etwas Warmes, Zärtliches zum Vorschein.»

OHNMACHT. Noch etwas anderes lockt Wider einmal jährlich zu Zeremonien in die Wüste. Es ist die tiefe Erfahrung: «Wenn etwas zerbricht, ist da auch etwas, das trägt.» Diesen Zustand des Urvertrauens, der Verbundenheit und der Freiheit erlebe nur, wer sich der eigenen Ohnmacht stelle. «Genau da liegt ja auch

die Stärke des Christentums», sagt der Missionarsohn, der sich heute als «spirituellen Nomaden» bezeichnet. «Ich mag diesen schwachen Gott, der in der Gestalt von Jesus zerfällt und stirbt. Das bedeutet doch, dass auch unser Zerfall wertvoll ist.» Und schliesslich seien schon Jesus und Mose in die Wüste gegangen, wenn schwierige Entscheidungen anstanden.

NEUBEGINN. «Ich kenne kaum jemanden, der nach dem Aufenthalt in der Wüste nicht radikal sein Leben geändert hat», sagt Markus Wider. Oft äussere sich das in einer Trennung, einem Umzug oder einem Berufswechsel. Er, der mit sieben Jahren in die Schweiz kam und hier lange nicht heimisch wurde, wagte 1989 einen eigenen Neubeginn. Damals gründete er in Aarau das Unternehmen «Social input», welches Migrationsprojekte mit Jugendlichen realisiert. «Gehts um Integration, gilt dasselbe wie in der Wüste: Man muss sich der Härte und Kälte stellen, damit einem warm werden kann.» Und so wird auch er morgen wieder in den eiskalten Bach springen. **ANNEGRET RUOFF**

MARKUS WIDER, 53

wurde als Sohn von Schweizer Missionaren in Yokohama, Japan, geboren und lebt heute mit seiner Familie in Couvet. Zuerst als Katechet tätig, gründete er 1989 die Firma «Social input» in Aarau, die verschiedene Integrationsprojekte realisiert. Seit 1999 führt er eigene Zeremonien durch, darunter Schwitzhüttenrituale und Visionssuchen.

AM ENDE DER MACHT. Markus Wider, Novum-Verlag, 2012. Fr. 24.90

GRETCHENFRAGE

NZUZI TOKO, FUSSBALLER

«Dankbar zu sein, ist das Wichtigste»

Wie haben Sies mit der Religion, Toko?

Religion ist ein sehr wichtiger Begriff für mich. Ich denke, jeder hat eine Religion. Und jeder glaubt an etwas, das ihn trägt.

Und woran glauben Sie?

An Gott. Dort, wo wir herkommen, ist man sehr gläubig. Ich war erst vier, als meine Eltern mit mir und meinen Brüdern aus Kongo Kinshasa in die Schweiz geflüchtet sind. In Zürich war ich dann Ministrant. Wegen dem Fussball kann ich jetzt nicht mehr regelmässig zur Kirche. Aber das ist nicht entscheidend: Ich kann meinen Glauben leben, indem ich zum Beispiel ein Buch lese oder mit meinem Götti über Gott und die Welt rede. Um den Glauben zu vertiefen, gehe ich noch immer gerne in die Messe.

Inwiefern prägt Ihr Glaube Ihr Leben?

Wichtig ist, dankbar zu sein. Geht es den Leuten schlecht, werden sie still und beten zu Gott. Aber wenn es uns gut geht, vergessen wir alles um uns herum. Ich versuche, für jeden Tag dankbar zu sein, der mir geschenkt wird. Dann ist man weniger egoistisch. Zu teilen musste ich aber nicht lernen, das ist für mich normal: Ich wuchs mit fünf Brüdern auf.

Das Bild, das viele von Fussballern haben, passt nicht zu Ihrem Glauben: Egoismus, das schnelle Geld und grosse Autos.

Niemand muss sich schämen, weil er sich etwas leisten kann. Kollegen fahren ein grosses Auto, weil es ihnen gefällt und nicht, weil sie prahlen wollen. Mir sind halt andere Dinge wichtig. Manchmal erschrecke ich aber schon, wenn ich Bilder von mir sehe: Mein Spielstil ist ziemlich aggressiv. Doch so bin ich nur auf dem Fussballplatz.

In Ihrem Steckbrief schreiben Sie: «Gott ist treu». Haben Sie jemals daran gezweifelt?

Sehe ich Kinder in Kriegsgebieten leiden, frage ich mich schon, warum Gott das zulässt. Ich persönlich habe jedoch keinen Grund zu zweifeln. Ich habe mich früh für den Fussball entschieden. Meine Eltern wollten, dass ich zuerst meine Ausbildung abschliesse. Das hat uns etwas auseinandergebracht. Da habe ich stark auf Gott vertraut: dass er mich spüren lässt, was richtig für mich ist. Nun hat sich mein Traum erfüllt: Ich bin Fussballer. Auch meine Eltern sind mir wieder sehr nahe. Da meint es also jemand sehr gut mit mir.

INTERVIEW: FELIX REICH

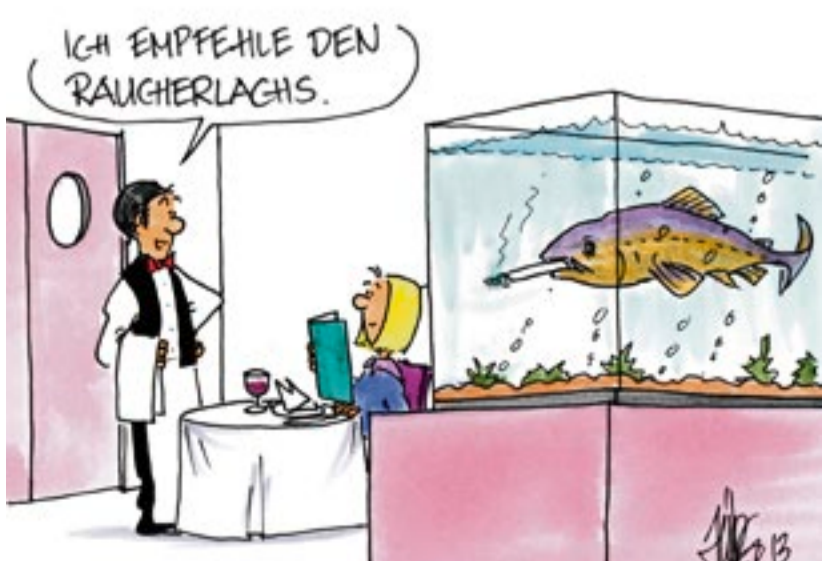


NZUZI TOKO, 22

spielt seit 2003 beim Grasshopper Club Zürich. Nach der Flucht aus Kongo wuchs er als zweitjüngster von sechs Söhnen im Zürcher Langstrassequartier auf. Lange war er ein Sans-Papier, seit 2011 hat er den Schweizer Pass.

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHNI



VERANSTALTUNG

AUSFLUG

AN AUFFAHRT MIT DER BIBEL UNTERWEGS

Die Bibelgesellschaften Baselland, Aargau-Solothurn und Basel-Stadt laden am Auffahrtstag, 9. Mai, ein zu einer Wanderung «gegen den Strom». Sie beginnt um 10 Uhr mit einem Gottesdienst in Birsfelden, anschliessend (11.15 Uhr) wird bei der reformierten Kirche Birsfelden abmarschiert. Es geht entlang dem Rhein bis zum Birschöpfli, vorbei am St. Jakobsstadion, quer durch den Wald bis zum Areal der Grün 80, wo das Restaurant Seegarten die durstigen und hungrigen Wanderer bewirtet.

An verschiedenen Stationen wird aus der Bibel vorgelesen mit der Idee, die Worte mit auf die nächste Wegstrecke zu nehmen. Eingeladen sind Einzelne, Familien und Gruppen, die Freude haben, unterwegs zu sein. Ausrüstung: gute Schuhe, Regenschutz, Rucksackverpflegung, offene Ohren und Augen, eine Portion Humor. Bitte mit dem Zug anreisen: Tram 8, 10 oder 11 ab Bahnhof Basel bis Aeschenschplatz, von dort Tram 3 bis Birsfelden, Station Schulstrasse.

BIBELWANDERUNG. Besammlung: Do, 9. Mai, 10 Uhr, reformierte Kirche Birsfelden. Infos und Anmeldung: www.bibelgesellschaft-ag-so.ch.